

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
<b>Herausgeber:</b>	Bernisches historisches Museum
<b>Band:</b>	49 (1987)
<b>Heft:</b>	2
 <b>Artikel:</b>	Bern : die Liebeserklärung der Emilie von Berlepsch (1755-1830)
<b>Autor:</b>	Utz, Hans
<b>Kapitel:</b>	2: Spuren der ersten Reise in die Schweiz
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-246418">https://doi.org/10.5169/seals-246418</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

erkennen, dass sie im nachhinein der Einsamkeit auch schöpferische Impulse einzuräumen bereit war. Merkwürdig, dass ihr Name in einer Fussnote des philosophischen Werks *Über die Einsamkeit* zum erstenmal gedruckt erscheint.

## 2. Spuren der ersten Reise in die Schweiz

Es ist diese Fussnote zugleich der erste Beleg für ihre Bekanntschaft mit einem Schweizer, mit dem Verfasser des Buchs, Johann Georg Zimmermann (1728–1795) aus Brugg, der zum Anknüpfungspunkt für weitere Schweizer Bekanntschaften werden sollte. Er schreibt: «So geistvoll, so liebenswürdig und menschlich hat in unsren Zeiten wohl Niemand der Karthäuser sich angenommen und überhaupt über Klöster und Klosterleben geurtheilt, wie eine edle, junge und sehr schöne hannöverische Dame, die Frau von Berlepsch.» Sie habe ihm in Briefen über Reisen an den Rhein ihre heimliche Bewunderung für das asketische Leben der Klosterinsassen enthüllt und glaube, «für kranke, erschöpfte, müde, von der Welt wundgedrückte, in ihren Wünschen betrogene, in ihren Hoffnungen gescheiterte Herzen» sei «das Kloster eine schöne, sichere Freistatt»<sup>5</sup>. Nun, einer Neigung zu klösterlichem Leben gab sie als Protestantin nie nach. In dieser Beziehung erweist sich die Fussnote als Sackgasse. Sie verrät aber die Ambivalenz der Schreiberin zwischen Einsamkeit und Geselligkeit, mit ihrer Sympathie für die «wundgedrückten Herzen» wiederum ihre psychische Labilität, ihren Hang zur Melancholie.

Man kann diese fatale Neigung als Wohlstandskummer einer verwöhnten jungen Dame abtun, man könnte jedoch auch darauf hinweisen, wie sie eine besonders in Deutschland verbreitete Modekrankheit des aufgeklärten Zeitalters spiegelt, die ohne Unterscheidung Melancholie, Hypochondrie oder Weltschmerz genannt wurde. Diese Nachtseite der Aufklärung mag man darauf zurückführen, dass der sich weitende Horizont, wie er durch den Fortschritt des Wissens und der Mobilität eröffnet schien, die Menschen doppelt schmerzlich empfinden liess, wie beschränkt doch ihre Wirkungsmöglichkeiten geblieben waren. Dieses Defizit hatte in Deutschland auch einen politischen Aspekt: Dem ökonomisch aufstrebenden Bürgertum war jeglicher Anteil an der politischen Macht verschlossen. Es resignierte durch Rückzug in das Privatleben, in den Genuss der eigenen Innerlichkeit, in der sich die Emotionen gegen den Rationalismus empörten. «Die Innerlichkeit . . . wird erst möglich durch das Ausspielen von Einsamkeit gegen Gesellschaft.»<sup>6</sup>

Zimmermanns Buch *Über die Einsamkeit* analysiert diese Flucht in die Subjektivität des Individuums, das Unbehagen darüber, das ihn selber persönlich ständig beschäftigte und gefährdete. Daher erschien er als der richtige Arzt für Frau von Berlepsch. Er war ohnehin der Modearzt des Hofs von Hannover; sein Ruhm war bis in das Pots-

dam Friedrichs II. und zur Zarin Katharina II. nach Petersburg gedrungen. Mit dem Hof zu Westminster verknüpfte ihn seine Amtsbezeichnung «Kgl. grossbrittanischer Leibarzt in Hannover». (Seit 1714 waren die Kurfürsten von Hannover in Personalunion Könige von Grossbritannien). Ärztlicher Fürstendiener – eine sonderbare Karriere für einen Untertan aus einem bernischen Munizipalstädtchen! Mancher Jugendfreund aus dem Umkreis der progressiven Helvetischen Gesellschaft konnte ihm diesen Rückfall in reaktionäre Denk- und Lebensart nicht verzeihen. Jedoch gibt uns eben seine Herkunft den Schlüssel zu diesem Bruch in seiner Biographie. Er hatte, betreut und gefördert von Albrecht von Haller, 1751 in Göttingen zum Dr. med. promoviert. Doch war für seinesgleichen unter den Gnädigen Herren als höchste Sprosse nur das Amt eines Stadtarztes in seiner Vaterstadt Brugg erreichbar. Seine Erbsünde sei es, nicht als Burger von Bern geboren zu sein, klagte er Haller gegenüber, «tout bien pesé je ne suis point fait pour Berne, et Berne n'est point fait pour moi»<sup>7</sup>. Deshalb half Haller mit, ihm 1768 die Stelle als Leibarzt in Hannover zu verschaffen, wo Zimmermann sein medizinisches Können fruchtbar anwenden und seinen gekränkten Ehrgeiz wie seine Eitelkeit einigermassen befriedigen konnte.

Ihn als ihren Vertrauensarzt zog die Freifrau von Berlepsch auch ins Vertrauen, als sie mit ihrem Gatten, der mittlerweilen zum Präsidenten des Hofgerichts avanciert war, eine Reise in die Schweiz plante. Dass ihr Zimmermann die Reise verschrieb, braucht man nicht anzunehmen, weil solche Reisen unter gebildeten Deutschen damals in Mode waren. Auch nur jene aufzuzählen, welche Reiseberichte drucken liessen, ist müssig; ich nenne bloss aus dem Bekanntenkreis der von Berlepsch den Professor Christoph Meiners in Göttingen und den Geheimen Rat Johann Wolfgang Goethe in Weimar. Offenbar hat auch Emilie von Berlepsch Eindrücke von ihrer Reise zusammengetragen; sie sind aber verschollen<sup>8</sup>.

Ihr eigenes Zeugnis in einem viel später erschienenen Buch, zwei Briefe von ihr und drei Briefe Zimmermanns sichern die Spuren ihrer ersten Reise in die Schweiz. In jenen Anfängen des Fremdenverkehrs war es nötig, ein Netz von Empfehlungen an Bekannte von Bekannten zu knüpfen, bevor man in ein fremdes Land abreiste. Zimmermann konnte seine ehemaligen Freunde in Bern zum Empfang der von Berlepsch mobilisieren. Der alte Haller war 1778 gestorben; ob Zimmermann an die Witwe und die zweite Generation Haller schrieb, ist nicht bekannt. Ich kenne nur das Empfehlungsschreiben, das Zimmermann am 28. August 1785 dem Freiherrn für den Münsterpfarrer Abraham Rengger mitgab. «Der Überbringer dieses Briefes . . . hat seine Gemahlin, eine Dame von grossem Geiste, und eine Frau von Ahlefeld bey sich. Haben Sie die Güte, diese Fremden alles sehen zu lassen, was in Bern sehenswürdig ist, und dann auch, zumal sie, in die besten Gesellschaften einzuführen.» Wie begeistert die bernischen Zirkel vom Gast gewesen seien, fragt er am 17. Oktober denselben Adressaten, «weil man sich wohl in Bern deutsche Damen von dieser Art nicht denkt» (!). Der Gast jedenfalls war entzückt von Rengger, was Zimmermann durch ein schmeichelhaftes Zitat aus einem Brief der Emilie von Berlepsch (vom 3. Oktober aus Bern) belegt; «c'est un des plus estimables mortels que je connoisse, la candeur, l'affabilité, et la raison même». Im gleichen Brief gibt Zimmermann ein Kurzporträt des

Prinzgemahls: «Auch Herr von Berlepsch wird ihnen seiner Lebhaftigkeit, *rondeur* und *bonhomie* wegen sehr gefallen haben. Er ist ausser dem ein Mann von viel Brauchbarkeit in Geschäften, Präsident des hiesigen Hofgerichts, und kann sehr leicht einst hier Staatsminister werden.»<sup>9</sup>

Am gleichen 3. Oktober 1785 dankt Emilie von Berlepsch von Bern aus einem uns unbekannten Adressaten in Zürich für gastfreundliche Unterstützung. Sie bittet ihn, einen Koffer bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren und, zusammen mit Herrn Lavater, dafür besorgt zu sein, dass ein zweiter Koffer rasch nach Genf nachgesandt werde. Daraus ergibt sich, dass Zürich, Bern und Genf Etappen ihrer ersten Schweizer Reise waren. Die Nachschrift («*j'ai écrit en hate, étant sur le point de partir pour Bienne*») fügt Biel in die Route ein<sup>10</sup>; undeutliche Spuren weisen ferner nach der St. Petersinsel und Lausanne<sup>11</sup>. Es steht fest, dass Emilie von Berlepsch 1785 nach Südfrankreich weiterreiste, im Januar 1786 ist sie in Hyères bezeugt. Wer sie dorthin begleitete, bleibt unbekannt; sicher ist, dass ihre Rückreise 1786 durch die Schweiz führte und dass ihr Gatte früher als sie nach Hannover zurückgekehrt war<sup>12</sup>.

Hyères war schon im 18. Jahrhundert Winterkurort, und der deutsche Gast erlebte am Mittelmeer den Winter gleich einem nördlichen Sommer, «eine grosse, glänzende und auch heitere Natur, an Üppigkeit und Reichtum weit über die helvetische». Jedoch haust in dieser begünstigten Gegend ein unglückliches Volk, armselig, apathisch, weniger krassem Despotismus ausgeliefert als der «Vernachlässigung und Unwissenheit . . . Wie war es in der Schweiz so anders! Nie trennte da mein Gefühl die Menschen von den Naturscenen; . . .

Von den Eisumthronten Alpen blinkte  
schöner mir ein Bild von Lebensglück,  
und zu seinen Felsentempeln winkte  
mich der Menschheit Genius zurück.»<sup>13</sup>

Man merkt: Emilie von Berlepsch ist unter die Dichterinnen gegangen. Ein Jahr nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz und Frankreich, 1787, erschien, in Göttingen verlegt, ihr erstes Werk: *Sammlung kleiner Schriften und Poesien von Emilie von Berlepsch geb. von Oppel. Erster Theil.* Die Verse, welche die «Felsentempel» der Schweiz preisen, sind freilich aus einem späteren Werk zitiert; eine direkte Inspiration von der Bildungsreise her lässt sich im ersten Bändchen noch nicht aufdecken. Sie benutzte aber den Druck ihres Erstlings, um ihren Dank an Schweizer Bekannte für gastfreundliche Aufnahme abzustatten, so an Pfarrer Lavater und den Stadtarzt Hirzel in Zürich. Sie sei so kühn, so schreibt sie diesem aus Hannover, ihm «die kleine Sammlung zuzuschicken, welche ich im vergangenen Winter auf Zureden einiger Freunde, und aus sehr dringendem Bedürfnis von Beschäftigung und Zerstreuung angefangen habe»<sup>14</sup>. Dieses Motiv ist in der Vorrede des Buchs ausgiebig dargelegt: eine Eugenie wird von einem Philotas ermutigt, «die kleinen, einzelnen Schöpfungen meiner Phantasie, die Gemälde meiner Empfindungen, die Frucht meiner süssesten und traurigsten Stunden» drucken zu lassen. Der Freund betont die therapeutische Wirkung der Schriftstellerei auf die Hypochondrie, «ich meine jene ängstliche Berechnung, welche die Seele über die Leiden des Körpers führt, und sie dadurch zu ihren eigenen macht, so wie das daraus ent-

springende, entsetzlich drückende Gefühl der Leere, des Nichtseyns, Nichtskönnens, der Zweck- und Genusslosigkeit von jedem Augenblick des Lebens.» Aus diesen Wörtern hört sie die Warnung ihres «trefflichen» Arztes Zimmermann und lässt sich bestimmen, der Therapie zu folgen<sup>15</sup>. Auch darin repräsentiert Emilie von Berlepsch einen unter ihren Zeitgenossen verbreiteten Ausweg aus der Resignation – deren Ausdruck die Melancholie war – die Flucht in die künstlerische Gestaltung: dichten statt handeln.

Noch bleibt ihr als Hindernis das Vorurteil gegen eine als Schriftstellerin tätige Frau zu bedenken. Es ist merk- und denkwürdig, dass Eugenie, die kaum getarnte Verfasserin, nicht nur als Novizin, sondern als dichtende Frau der Betreuung durch einen Mann vom Fach bedarf. So hatte auch Wieland den Roman seiner ehemaligen Braut Sophie von La Roche, *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, 1771 in Druck gegeben, begleitet von seinem herablassend albernen Kommentar. Nicht seinetwegen wurde dieser Briefroman – übrigens drei Jahre vor den *Leiden des jungen Werther* – zu einem Erfolg, zu einer Pioniertat zugleich für Schriftstellerinnen deutscher Sprache. Dieser Durchbruch mochte strebsame Frauen anspornen, der missgünstigen Kritik von Männern zu trotzen.

«Wenn man Euch hört – wer sollte da nicht glauben,  
Die grösste Sünde sey ein kleines Lied,  
Und lieber liess ein Mann sich Gut und Ehre rauben,  
Als dass er ein Gedicht von seiner Gattin sieht.»

Dieser feministische Protest steht in der Sammlung der Frau von Berlepsch in der «Epistel an einen Freund», welche die Gattung Gelegenheitsgedichte vertreten mag<sup>16</sup>. Die Prosastücke sind vorwiegend Beschreibungen von Landstädten und Landschaften – an einen Roman hat sich Emilie von Berlepsch im Unterschied zu Sophie von La Roche nie gewagt – dazu jene Gruppe «Dichtungen aus der Unschuldswelt und Fabellehre», die als Abklatsch Gessnerscher Idyllen erscheinen; oder: «Hingesunken in selige Wonne der Liebe ruhten Selmar und Selma unter einer ehrwürdigen Eiche, am schroffen Abhange des Felsens ...» als flaues Echo der Ossian-Extrakte aus dem *Werther*<sup>17</sup>.

Der eigentliche Inspirator beider Texte, Goethes wie der Imitation, war Johann Gottfried Herder (1744–1803), dem Philotas aus der Vorrede der *Sammlung* ... ähnlich. Pfarrer Herder war, von Goethe empfohlen, 1776 als Generalsuperintendent nach Weimar berufen worden. Goethe verdankte ihm viel Anregung für sein dichterisches Werk; Herder galt als Prophet und Propagandist jener Erneuerung der deutschen Literatur, die wir schon behelfsmässig als Flucht in die Innerlichkeit skizziert haben, die man auch, um ein Modewort der Zeit zu brauchen, den Triumph der «Empfindsamkeit» gegen Rationalismus und Regelhaftigkeit nennen könnte. Der radikale Flügel dieser Bewegung machte als Sturm-und-Drang-Protest der Genies von sich reden. Der gemässigten Mitte sind die literarischen Beiträge der Frau von Berlepsch zuzuordnen; sie könne nur sagen, «was ich muss, weil alles bey mir einzig aus Gefühl und Überzeugung, aus Einbildungskraft und Ahndung fliesst»<sup>18</sup>. Sie beruft sich auf Herder, besonders seinen *Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* (1773).

Dem legendären keltischen Dichter wie dem Leitbild Herder blieb Emilie von Berlepsch als Verehrerin und als Schriftstellerin treu, auch als sich später die meisten seiner Jünger von Herder losgesagt hatten.

Mit Herder war sie bekanntgemacht worden durch ihren Arzt Zimmermann, dem offensichtlich daran lag, ihr schriftstellerisches Talent ebenso wie seine eigenen Geistesfreundschaften zu fördern. Er stand schon einige Jahre mit Herder im Briefwechsel und schreibt ihm am 26. Oktober 1777: «Neulich hatten wir Herrn und Frau von Berlepsch hier. Beide, und zumal die Dame, glühten vor Liebe, wenn sie von Ihnen sprachen, und das wurden sie eben so wenig müde zu thun, als ich ihnen zuzuhören. Nie habe ich auch deswegen Herrn und Frau von Berlepsch so lieb gehabt wie anitzt»<sup>19</sup>. Ihre frühe Vertrautheit mit der Weimarer Szene stärkte die Freundschaft; ihre Zudringlichkeit scheint Herder trotz allem nie an ihr irre gemacht zu haben. Umgekehrt liess er sich in seiner Karriere stützen und war zunehmend auf eine treue Anhängerin angewiesen<sup>20</sup>.

Es kann hier nicht darum gehen, weitern Einflüssen auf ihr Fühlen, Denken und Schreiben nachzugehen. Nur eine Ausnahme sei gemacht, weil sie uns in die Schweiz zurückführt und ihre Art zu dichten illustriert. Ihr Gedicht «Die Peters-Insel. Im Bie-ler-See», verfasst 1786, gedruckt 1794 in *Sommerstunden*<sup>21</sup>, ist ein langatmiger Lobens-hymnus auf die hohe Seele, deren Geisteswehen auf der friedlichen Insel jeden fühlenden Busen schaudern mache:

«So betret' ich diese Lustgefilde,  
Wo mein guter *Rousseau* einst gelebt;  
Wo sein krankes, wundes Herz der milde  
Zauberfrieden der Natur umschwebt!»

So – sie führt es aus: einer Liebenden gleich, die am Grabe trauert, oder einer Pilgerin zu einer heiligen Stätte. (*Rousseau* war acht Jahre vorher gestorben).

«Zwar, ein Heiliger, im Wunderglanze  
Weit erhoben über Erdenlicht,  
Und geshmücket mit dem Stralenkranze  
Mächt'ger Thaten, war mein *Rousseau* nicht;  
War nur Mensch, voll Irren, Schwäch' und Fehle,  
Aber mir und jeder guten Seele,  
Wenn sie denken, fühlen, lieben kann,  
Mehr als Heiliger und Wundermann.»

Weil selbst das Preislied sich schliesslich zu erschöpfen droht, wird es nach Halbzeit abgelöst von einer Vision, wo der Verewigte dem Schöpfer seinen Glauben bekennt. Das Bekenntnis kreist um die Begriffe «Natur» und «Liebe». Also richtet dieses Gedicht das Bild von *Rousseau* einseitig aus auf zivilisationsfeindliche «schöne Ein-samkeiten» (ein Echo auf die im Motto zitierten «Rêveries d'un promeneur solitaire»), auf den «retour à la Nature», jenen einen Pol, von dem sich die Dichterin, obwohl nicht ständig, angezogen fühlte,

«Wo Natur mich mütterlich belehret,  
Abzuschwören jeden eitlen Zwang».

Zwang kann uns in mancherlei Gestalt bedrängen. Wir haben Frau von Berlepsch schon protestieren hören gegen die Fesseln gesellschaftlicher Konventionen, gegen die Herrschaft der Männer über schöpferische Frauen, gegen die Unterdrückung von Gefühlen. Wie, wenn sich nun ihr emanzipatorischer Drang nach Selbstverwirklichung auch gegen den Zwang der Monogamie gerichtet hätte? Wenn Ehegatten einander nicht mehr verstehen und ertragen, heisst es bald einmal, die Charaktere seien unvereinbar, deshalb sei die Ehe zerrüttet. Wir haben weder das Recht noch die Möglichkeit, den Grad des Zerwürfnisses unter den Eheleuten von Berlepsch seit der Rückkehr aus der Schweiz 1786 und vor der Abreise der Freifrau in die Schweiz 1793 auszuloten. Schon 1786 rechtfertigt sie die Entfremdung durch ihre Wesensart: «Gott schuf Gefühle und Gedanken in mir, die nicht mit dem gewöhnlichen Massstab gemessen werden dürfen und denen kein *gewöhnliches* Glück genügen konnte...» und setzt ihrem genialischen Überschwang das Naturell ihres Gatten gegenüber, das Zimmermann – wie wir gehört haben – frei- und gutmütig nannte. Herr von Berlepsch entgegnete, sie sei «exaltiert» durch die Lektüre von Rousseaus Héloïse, von Lavater und Ossian und suche so, die Welt der Literatur in die Wirklichkeit zu übertragen. Gerüchte wollten wissen, dass der Freiherr meist in Hannover arbeite, während die Freifrau auf Schloss Berlepsch in extravagantem Stil lebe und mit Schöngeistern der Universität am Teetisch anregende Seelenfreundschaften pflege, eine Art literarischen «Salon» zu stiften strebe. Sie neige dazu, den Alltagsgeschäften zu entfliehen und anderswo Trost für ihr seelisches Leiden zu suchen. So ist belegt, dass sie den Winter 1790/91 in Weimar verbrachte, jeden Montag im Lesezirkel der Herzogin Anna-Amalia erschien und sich – nach Herders Urteil – beim Vorlesen «durch ihre anmuthsvolle Stimme» auszeichnete. Unterdessen begnügte sich der biedere Gatte mit einem ganz gewöhnlichen Glück in der Gestalt der Kammerzofe seiner Frau, Anna Dorothea Sievers. Sie war eine Bürgerliche, 24 Jahre alt, als sie ihm 1791 den ersten Sohn gebar – Stoff für Trivialliteratur. Einzig mit Rücksicht auf seine Standesgenossen habe der adelige Hofgerichtspräsident Scheidung und Wiederverheiratung noch hinausgezögert<sup>22</sup>.

Nach ihrer eigenen Aussage reiste Emilie von Berlepsch 1793 «zur Wiederbelebung ihres zerrütteten Daseyns»<sup>23</sup> in die Schweiz, wahrscheinlich zunächst nach Zürich.

### 3. Der Zürcher Kreis

«Du musst mir schon noch mehr Exemplare von Deiner Ketzermacherei senden, da ich mein letztes der Frau von Berlepsch, einer eifrigen Demokratin, gegeben habe.» Mit dieser erstaunlichen Qualifikation wird die deutsche Adlige am 13. September 1793 im Brief eines Zürchers an einen Berner bedacht. Diese Bemerkung ist nicht iro-